



TAMARA
MCKINLEY

*Das
Lied
des 
Regenpfeifers*



Weltbild

Das Lied des Regenpfeifers

Die Autorin

Tamara McKinley wurde in Australien geboren und verbrachte auch ihre Kindheit im Outback des fünften Kontinents. Heute lebt sie an der Südküste Englands, aber die Sehnsucht treibt sie stets zurück in das weite, wilde Land, von dem sie in jedem ihrer Romane faszinierende neue Facetten entfaltet.

Tamara McKinley

Das Lied des Regenpfeifers

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Rainer Schmidt

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel *Undercurrents* bei
Judy Piatkus (Publishers) Ltd of 5 Windmill Street London W1T 2JA.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2004 by Tamara McKinley
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Bastei Lübbe AG, Köln
Übersetzung: Rainer Schmidt
Umschlaggestaltung: bürosüd*, München
Umschlagmotiv: Trevillion Images, Brighton (© Ilina Simeonova)
Satz: Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-228-4

2020 2019 2018 2017
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Daireen Eva Liefchild McKinley
und all die Frauen, die anderer Leute Kinder großziehen
und lieben, als seien es die eigenen.
Sie wissen, was Mutterschaft tatsächlich bedeutet.

Die schlimmsten Lügen werden oft im Stillen verbreitet.

Robert Louis Stevenson 1850–1894

PROLOG

Als die *SS Arcadia* vor der Westküste Australiens fast ohne Vorwarnung in einen Sturm geriet, schrieb man den 10. März des Jahres 1894. Das Schiff war sechs Wochen zuvor in Liverpool ausgelaufen.

Der Kapitän kämpfte tagelang darum, der titanischen See zu trotzen, aber allmählich befürchtete er, dass die Schlacht verloren war. Er hatte bereits hilflos mit ansehen müssen, wie drei Mann seiner Besatzung über Bord gespült wurden, als sie versuchten, einen Lukendeckel zu reparieren, und nun waren zwei der drei Masten gebrochen, wie Streichhölzer geknickt. Mittlerweile waren die Decks leer gefegt, die Ladung war in alle Winde zerstoßen, aber die Schlotte hatten standgehalten, und die mächtige Maschine dröhnte noch immer im Rumpf. Er wusste, dass sein Schiff genau wie er selbst schon andere Stürme besiegt hatte, und weigerte sich aufzugeben. In seiner Obhut waren tausendfünfhundert Passagiere und die Crew. Es war seine Pflicht, sie alle wohlbehalten an Land zu bringen.

Er spähte durch das regengepeitschte Fenster in die schwarze Nacht hinaus. Der Sturm hatte sie möglicherweise meilenweit vom Kurs abgebracht, und ohne Mond und Sterne war es unmöglich, ihre Position zu ermitteln. Er wiegte sich mit dem schwankenden, rollenden Deck unter seinen Füßen, umklammerte das große Steuerrad fester und fing an zu beten. Diese Küste war übersät von unsichtbaren Korallenriffen und Felsenklippen. Nicht einmal der stählerne Rumpf der *Arcadia* würde eine Kollision überstehen.

In einer der Kabinen der ersten Klasse auf dem Oberdeck klammerte Eva Hamilton sich an Frederick. Es war so stockdunkel, dass sie weder sein Gesicht noch das Funkeln ihres neuen Eherings sehen konnte. Trotz ihrer Angst verspürte sie eine Erregung, einen kribbelnden Schauer bei dem Gedanken, dass sie sich auf dem Höhepunkt eines großen Abenteuers befanden, das alle Erwartungen übertraf.

Das riesige Schiff stampfte, dass es Eva den Magen umdrehte; der Bug hob sich, und sie rollten aus dem Bett auf den Boden. »So kann es nicht weitergehen«, schrie Frederick durch das Heulen des Windes und das Donnern der Wogen. »Seit drei Tagen stecken wir in diesem Sturm. Das übersteht das Schiff nicht.«

»Aber es hat doch bis jetzt gehalten«, rief Eva, als sie einander in der Dunkelheit wieder gefunden hatten. »Wir müssen auf den Kapitän vertrauen.«

Frederick antwortete nicht, sondern nahm sie fest in die Arme.

Eva saß auf dem Boden, das Gesicht an seine Brust gepresst, den Rücken an die harte Eichentäfelung gelehnt. Zunächst hatte sich nur der Himmel im Osten verdunkelt, als das Unwetter aufgezogen war. Der Kapitän hatte die Passagiere beruhigt: Es werde alles gut gehen, dies sei ein typisches Risiko an der Westküste. Aber dann hatte der Wind zugenommen und zu heulen angefangen, und die Wellen türmten sich so hoch auf, dass sie den Horizont verdeckten. Die Passagiere hatten in ihren Kabinen Zuflucht gesucht. Die anfängliche Begeisterung war in Angst umgeschlagen.

Auch in Eva stieg nun erneut eine Woge der Angst auf,

und so lenkte sie ihre Gedanken hastig in eine angenehmere Richtung, während sie versuchte, sitzen zu bleiben.

Sie waren unterwegs zu einem anderen Leben in einer neuen Heimat. Frederick würde dort seinen Dienst als Landvermesser Ihrer Majestät antreten, und sie würde sein Heim gestalten und am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, soweit Melbourne eines zu bieten hatte.

Es würde ein elegantes Haus sein, wenn die Möbel erst aus dem Laderaum an ihren Bestimmungsort gekommen wären. Während der langen Verlobungszeit hatte sie immer wieder davon geträumt, wie sie für die Damen der Gegend Soireen und Teepartys veranstalten würde. Ihre Aussteuer war sorgfältig in Truhen verpackt, die Abendroben und Teekleider in Leintücher gefaltet, um sie vor der Seeluft zu schützen. Welch ein Aufsehen sie und ihr gut aussehender Ehemann unter den Kolonisten erregen würden, die ohne Zweifel hoffnungslos hinter der Londoner Mode hinterherhinkten!

Ein wütendes Krachen riss Eva aus dieser erfreulichen Vorstellung. Das ganze Schiff bebte. Die *Arcadia* stürzte in ein Wellental hinab, und dann hob sich der Bug, höher und immer höher, bis es schien, als hänge das Schiff vom Himmel herab.

Eva schrie, als sie an der Kabinenwand entlangrutschten und gegen eine andere Wand prallten. Ringsum in der Dunkelheit klirrte Geschirr. Möbel krachten und splitterten, und der Lüster schlug gegen etwas Hartes und zerbarst in tausend Stücke. Nacktes Entsetzen fegte jeden Rest von Abenteuerlust davon.

»Freddy«, schrie sie und klammerte sich an seine Jackenaufschläge. »Wir gehen unter!«

»Halt dich an mir fest!«, rief er ihr ins Ohr. »Was immer passiert, lass nicht los!«

Er musste es kein zweites Mal sagen. Frederick war warm und stark – ihr Rettungsanker. Sie würde ihn nicht loslassen.

Der Bug krachte zurück in die tosende See und zitterte. Tausend Tonnen Wasser türmten sich vor der *Arcadia* auf, die jetzt hilflos in den Klauen des Riffs gefangen war.

Der Kapitän schaute hoch und wusste, dass das Ende gekommen war. Sein letzter Gedanke galt den armen Seelen im Zwischendeck und den Männern im Maschinenraum. Dann erreichte die Welle ihren Höhepunkt, sie fiel wie ein Riesenhämmer auf das hilflose Schiff und brach ihm das Rückgrat.

Eva schrie erneut. Wasser strömte herein. Der Sturm zerrte an ihr mit eisigen Fingern, um sie von Frederick weg und in die heulende Finsternis zu reißen.

»Wir müssen hinaus!« Frederick zog sie auf die Beine. »Wir müssen zusammenbleiben!«, brüllte er durch das Sturmgeheul. »Halt dich fest, und lass nicht los!«

Sie umklammerte seine Hand. Eva war völlig durchnässt und fror bis ins Mark, denn sie trug noch immer ihr Dinnerskleid. Sie sah nichts und wusste nicht, in welche Richtung sie gingen. Sie musste auf Fredericks Orientierung vertrauen.

Das Schiff rollte und wand sich und grub sich immer tiefer in das Riff. Durch kniehohes Wasser stolperten sie in den Korridor hinaus. Schrecken erfüllte die wilde Nacht. Passagiere kämpften sich voran, stießen und trampelten einander in der Dunkelheit nieder, um zu den Rettungsbooten zu gelangen. Ihre Schreie mischten sich in das Heulen des Windes, es wirkte wie eine Vision der Hölle.

Eva packte Fredericks Gürtel, und er schob und drängte sich mit ihr durch das Chaos. Ihr langer Rock behinderte sie, doch jetzt ging es nur noch ums Überleben. Der instinktive Drang, die Rettungsboote zu erreichen und fortzukommen, bevor die See das Schiff verschlang und sie in die Tiefe riss, verlieh Eva Kraft.

Sie hörte Kinder, die nach ihren Müttern schrien. Spürte den panischen Griff eines Passagiers, der von einer ungeheuren Welle von Deck geschleudert wurde. In blinder Angst krallte sie sich an Frederick, ohne dass es sie noch kümmerte, über wen oder was sie hinwegtrampelte.

Dann waren sie bei den Rettungsbooten. Frederick packte Eva und presste sie gerade noch rechtzeitig an eine Eisenstrebe, als der nächste Brecher über das Deck krachte. Eva schnappte nach Luft, so gewaltig war die Wucht des Wassers. Hart hatte die Welle zugeschlagen. Brodelnder Gischt flutete über die ganze Länge des Schiffes und hatte alle mitgerissen, die vor ihnen da gewesen waren.

»Komm schon! Lauf!« Frederick versuchte, Eva von der Eisenstrebe zu lösen.

Überall war Dunkelheit, überall Chaos. Eva war betäubt von der Kälte, vom Heulen des Windes und vom Tosen des Meeres. Zudem geblendet vom beißenden Salzwasser, war sie bewegungslos erstarrt. Sie wusste nur, dass sie sich an etwas Festes klammerte – etwas, das sie vor der schrecklichen Welle und der alles verzehrenden Schwärze gerettet hatte.

Frederick schützte sie mit seinem Körper, als die nächste Woge über das sterbende Schiff hereinbrach. Sie tobte über alles hinweg, drohte Eva von der Strebe loszureißen und

nahm ihr die Luft und jeglichen Mut, den sie vielleicht noch hatte.

»Jetzt, Eva!«, schrie Frederick. »Komm.« Er löste ihre Finger von der Eisenstrebe und zog sie in seine Arme, als wieder eine Welle über den Bug donnerte und eine Luke zerschmetterte. Wasser strömte in den vorderen Laderaum und brachte dadurch den Bug für einen Augenblick wieder in die richtige Lage.

Eva hörte das leise Knarren einer Winde. Frederick stolperte mit ihr über das Deck, vorbei an dem zertrümmerten Schlot. Ein Boot wurde über die Reling geschwenkt. »Sie lassen uns zurück!«, rief Eva. »Du musst sie aufhalten!«

Die Davits schwenkten nach außen. Das Boot entfernte sich vom schräg geneigten Deck. Wenn sie nichts unternähmen, bevor der nächste Brecher das Schiff überspülte, wären sie verloren.

Frederick machte einen Satz, als die *Arcadia* in einem machtvollen Todesschauer erbebte und das Rettungsboot nach außen schwang.

Eva wurde aus seinen Armen gerissen und in den Mahlstrom geschleudert. Sie wollte schreien, aber dann prallte sie auf dem Boden des Rettungsbootes auf, und die harte Landung verschlug ihr den Atem. Hände griffen nach ihr, zogen sie hoch, schoben sie zwischen die anderen, die, es noch rechtzeitig geschafft hatten.

Sie schaute in die Höhe. Das Boot hing außerhalb der Reling über dem Wasser. Frederick war noch an Deck. Sie sah seine Umrisse, als er sich über die Reling beugte. »Freddy!«, kreischte sie. »Spring doch, spring!«

Er konnte sie nicht hören. Der Wind fegte ihre Worte davon, die im wütenden Meer ertranken.

Sie schüttelte die Hände ab, die sie zurückhalten wollten, und packte den nächsten Matrosen. »Sie müssen zurück«, schrie sie. »Mein Mann ist noch da oben!«

Er stieß sie von sich. Das kleine Boot schaukelte gefährlich an den Davits. »Wenn ich dieses Tau nicht loskriege, werden wir alle sterben!«, brüllte er. »Setzen Sie sich hin!«

Sie hatte keine Gelegenheit, ihn zu beschimpfen, denn das Boot prallte gegen die Schiffswand, und sie wurde erneut zu Boden geschleudert. Diesmal fand sie keine helfende Hand; die anderen Überlebenden klammerten sich fest an den Bootsrand. Verzweifelt starrte Eva zur *Arcadia* hinüber. Das Schiff zerbarst schnell. Felsen und Korallenriffe schlugen große Lecks unter der Wasserlinie, und die See brandete über die schräg liegenden Decks.

»Freddy«, wimmerte Eva. »O mein Gott, Freddy!« Ihre Tränen mischten sich mit dem Regen, und ein tiefes Schluchzen schüttelte sie, als sie sah, wie eine Wand aus Wasser vom Bug zum Heck flutete und alle Passagiere, die noch an Deck waren, mit sich forttriss in die Nacht. Aber auch das Rettungsboot war in höchster Not. Mit zunehmender Wucht wurde es immer wieder gegen die *Arcadia* geschleudert. Bald würde der Bug brechen. Es kam jetzt darauf an, die Nabelschnur zum Mutterschiff schleunigst zu durchtrennen.

Während die Seeleute mit den Trümmern kämpften, die sich in den Davits verheddert hatten, hielt Eva verzweifelt Ausschau nach Frederick. Aber es war zu dunkel. Sie konnte nichts sehen. Sie hörte die Schreie der Menschen im bro-

delnden Wasser, und mit einem Übelkeit erregenden Ruck knallte das Rettungsboot erneut gegen die *Arcadia*.

Jählings schoss das Heck des Bootes senkrecht auf das Wasser zu. Eva schrie wie alle anderen, aber sie verstummten wieder, als der Bug gleichzog. Wie die anderen Überlebenden klammerte sie sich an den Bootsrand und presste die Augen zu, und ihr Atem ging in flachen Stößen, als das Boot sich gerade richtete.

Es schwebte einen Augenblick lang in der Luft, stürzte mit atemberaubender Geschwindigkeit hinab und schlug mit einem Krachen, das durch Mark und Bein ging, auf dem Wasser auf. Sofort wurde es von einer gigantischen Woge von dem sterbenden Schiff weggerissen. Aber das kleine Boot hielt stand, und die überlebenden Männer ruderten mit aller Kraft, um möglichst viel Abstand zwischen sich und die unglückliche *Arcadia* zu bringen.

Eva stöhnte vor Angst und Schmerz. Da draußen, in schwärzester Nacht, auf dem weiten, wütenden Wasser eines fremden Ozeans, war ein Schiff gestorben, und mit ihm ihr Ehemann und alle Träume, die sie beide gehabt hatten.

EINS

Australien 1947

Zu Hause. Ein bewegendes Wort, das Wärme, Liebe und Geborgenheit heraufbeschwor. Nun, mit zweiunddreißig Jahren, war sie wieder hier, an einem Ort, der nur eine gefühlsgeladene Erinnerung gewesen war. Die Erinnerung an ewigen Sonnenschein und kindliche Vergnügungen – und an etwas Dunkles hinter der hellen Sonne, etwas, das sie erst jetzt, nach zweiundzwanzig Jahren, allmählich zu verstehen begann.

Olivia fröstelte, angerührt von einem Hauch, der kälter war als die leichte Brise, die vom Meer hereinwehte. Die längst vergangenen Tage der Kindheit kehrten plötzlich mit aller Macht zurück. Sie schaute den Kindern zu, die am Strand spielten, und eines davon erregte ihre besondere Aufmerksamkeit.

Das kleine Mädchen war darin vertieft, eine Sandburg zu bauen. Seine blonden Locken leuchteten in der Sonne, und sein Mund war konzentriert gespitzt. Es war, als habe die Zeit seit damals stillgestanden und als werfe Olivia nun einen Blick auf die, die sie einmal gewesen war. Als sei sie ein unschuldigtes Kind, das nichts ahnte von dem Geflecht aus Geheimnissen und Lügen, das sie mit den Menschen ihres Vertrauens verband. Olivia wusste, dass solche Unschuld unbezahlbar war, denn die Wahrheit, sollte sie schließlich ans Licht kommen, konnte alles zerstören, woran sie geglaubt hatte.

Was für eine Zukunft mag diese Kleine haben, dachte sie, als das Kind seinen kleinen Bleheimer leerte und weiter grub. Welche Geheimnisse werden ihr Leben überschatten? Hoffentlich gar keine. Hoffentlich wird sie geliebt.

Olivia kämpfte die aufsteigenden Tränen nieder und zwang sich, ruhig zu bleiben. Die Jahre des Krieges hatten sie gelehrt, dass Selbstmitleid sinnlos war. Dass es Energieverschwendung war, der Wut freien Lauf zu lassen. Sie hatte gelernt, dass es wenig nutzte, durch die Angst vor dem Unbekannten in der eigenen Entschlossenheit zu wanken. Besser war es, diese stillen Augenblicke zu nutzen, um Kraft und Mut für das zu sammeln, was vor ihr lag. Denn die Wahrheit war hier in Trinity, und sie war entschlossen, sie zu finden.

Sie stopfte das Taschentuch in den Gürtel und klopfte ein wenig Sand von dem schmal geschnittenen Kostüm aus Shantungseide. Im Nachkriegslondon war es der letzte Schrei gewesen, aber hier am Strand, inmitten von Baumwollkleidern und Badeanzügen, kam sie sich ein wenig *overdressed* vor. Auch die weißen Handschuhe, die Handtasche und die spitzen, hochhackigen Pumps passten nicht in diese Umgebung. Mit einem leisen Lächeln beobachtete sie das Kind beim Spielen. Sie hatte sich nicht die Zeit genommen, erst im Hotel einzuchecken. Sie war zu ungeduldig gewesen, um sich vorher umzuziehen. Denn dieser Strand, diese winzige Ecke von Northern Queensland, barg all ihre Erinnerungen.

Auch wenn der Anlass für diese Reise verwirrend und schmerzhaft gewesen war, hatte es ihr Spaß gemacht, sich neu einzukleiden. Es war fast eine Erleichterung gewesen,

die Schwestertracht vorläufig an den Nagel zu hängen, das Grauen, das sie gesehen hatte, und die Verantwortung, die sie als Krankenschwester getragen hatte, zu vergessen und wieder zur Frau zu werden – auch wenn sie dabei alle lange gehorteten Bekleidungsmarken aufgebraucht hatte.

Mit einem tiefen Seufzer lehnte sie sich auf der Holzbank zurück und ließ den Blick über die Umgebung wandern. Sie hatte ganz vergessen, wie viel Platz es hier gab. Hatte vergessen, wie außergewöhnlich das Licht war – nach all der Dunkelheit und dem Kriegschaos in London. Die Zeit war auf einmal ohne Bedeutung; ein Tag folgte dem anderen in gemächlichem Tempo, ganz ohne das geschäftige Treiben, an das sie sich in England so sehr gewöhnt hatte. Es war, als hätte es den Krieg nie gegeben. Als sei dieses Fleckchen Erde einfach aus einem langen Schlaf erwacht und als seien die Albträume vergessen in der heilsamen Wärme der Sonne, die für die Australier beinahe selbstverständlich war.

Diese Wärme spiegelte sich in der Gelassenheit der Menschen, in ihrer heiteren Einstellung zum Leben und in ihrem gastfreundlichen Lächeln. Olivia schloss die Augen und gab sich dem Duft von Meersalz, von Kiefern und Eukalyptus hin. Der Zauber dieses speziellen Ortes tat allmählich seine Wirkung. Sie hatte vergessen, wie stark er war.

Alles um sie herum war ihr vertraut, denn ihre Träume wohnten hier. Es war ihr vertraut, weil die Erinnerung daran in ihr lebendig geblieben war, tief in einem sehnsuchtsvollen Winkel ihres Wesens, seit sie von hier hatte fortgehen müssen. Kein Wunder, dass die Heimkehr so aufwühlend war, dass es ihr den Atem verschlug. Nichts hatte sich verändert, erkannte sie. Es war, als habe diese Ecke der Welt nur auf

diesen Augenblick gewartet; alles wirkte wie ein kostbares Geschenk, eben ausgepackt und funkelnd, und Olivia sog Bilder, Laute und Düfte in sich ein, die sie für immer verloren geglaubt hatte.

Der Strand war ein geschwungener Halbmond aus blassgelbem Sand, gesäumt vom milchweißen Gischt des warmen Pazifiks. An den äußersten Enden dieses Bogens lagen die schützenden Klippen aus schwarzem Fels, die im türkisblauen Meer versanken. Die Klippen waren rot gestreift. Rostrot – die Farbe des endlosen Outback, das nur wenige hundert Meilen westlich dieser friedlichen Bucht begann. Kiefern und leuchtend gelbe Akazien drängten sich oben auf diesen Klippen, und ihre Wurzeln gruben sich in einen dicken Teppich aus Kiefernadeln, Zapfen und fetter schwarzer Erde.

Olivia atmete den Duft, der ein Teil ihrer Kindheit gewesen war. Elegant glitten die Pelikane über dem Wasser dahin, und sie hörte die Rufe der Brachvögel und Regenpfeifer. Zu Hause. Hier war sie zu Hause, ungeachtet der schmerzhaften Erinnerungen, ungeachtet der Geheimnisse, die sie noch aufzudecken hatte. Im großen Plan der Dinge war die Zeit ihrer Abwesenheit kurz und ihr Herz in Wahrheit nie fort gewesen. Denn wie die Bäume war auch sie in dieser schwarzen Erde verwurzelt. Sie betete nur, dass die Wurzeln tief genug reichten, um dem aufziehenden Sturm standzuhalten.

Giles fuhr sich mit dem Finger unter dem Kragen entlang und bereute, dass er nicht etwas Passenderes angezogen hatte. Sein Tropenanzug war von der Reise zerknautscht und schmutzig, der Hemdkragen zu eng, und die Krawatte

würgte ihn. Er schob den Panamahut nach hinten und wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Die Hitze erinnerte ihn an Italien und an die endlosen Wochen im Kriegsgefangenenlager, nachdem er abgeschossen worden war. Die Flucht hatte einen hohen Preis gefordert, und selbst in dieser friedlichen Umgebung war ihm, als höre er Gewehrfeuer zwischen den Schreien der Seevögel.

Er zog den Hut wieder in die Stirn und strich sich den Schnurrbart glatt. Ich tue es für Olivia, ermahnte er sich. Was bedeuten da schon ein paar kleine Strapazen? Sie ist es wert.

Er betrachtete die junge Frau auf der Bank am Strand. Nicht nur ihre Kleidung, sondern auch ihre Haltung hob sie von den anderen ab. Er spürte, dass sie gern allein dort saß. Sie war sicher völlig durcheinander, und er glaubte zu verstehen, was ihr die Heimkehr bedeuten musste. Er hatte ähnliche Erfahrungen gemacht, als er schließlich aus dem Lazarett nach Wimbledon zurückgekehrt war, aber wenn man ihn gebeten hätte, die überwältigenden Empfindungen dieses Tages zu beschreiben, wäre er in arge Bedrängnis geraten. Sie waren zu vielfältig.

Er lockerte die Krawatte, knöpfte den Kragen auf, und nach kurzem Zögern streifte er die Jacke ab. Der leere Hemdärmel würde ihn für alle Zeit an den Krieg erinnern, aber damit würde er zurechtkommen müssen. Zumindest lebte er noch. Er legte die Jacke unter einer Kiefer auf den Boden, setzte sich hin und lehnte sich an die raue Rinde. Er zündete sich einen Zigarillo an und beobachtete Olivia durch den wehenden Rauch.

Zweiundzwanzig Jahre lang war sie nun schon ein Teil seines Lebens, und er erinnerte sich noch deutlich an den Tag,

als sie und ihre Mutter in der stillen Straße in Wimbledon eingetroffen waren. Er schloss die Augen und sah wieder vor sich, wie die Kisten und Kästen aus dem Umzugswagen ins Haus geschleppt wurden. In einer Woche würde er elf Jahre alt werden, und er hatte gehofft, dass die neuen Nachbarn wenigstens einen Sohn hätten, mit dem er spielen könnte. Als Einzelkind war man einsam.

Er lächelte bei dem Gedanken an seine schmerzliche Enttäuschung, als das kleine Mädchen aus dem Taxi gestiegen war. Wie sehr er sich geirrt hatte, als er dachte, mit ihr könne er sich nicht anfreunden.

Olivia hatte ihn von Anfang an fasziniert, denn sie war anders als alle Mädchen, die er bisher kennen gelernt hatte. Obwohl sie ein Jahr jünger war, hatten seine raubeinigen Jungenspiele ihr Spaß gemacht, und wenn sie auf Bäume geklettert oder mit ihren Ponys im vollen Galopp durch den Park geritten waren, hatte sie ihm nicht selten gezeigt, was eine Harke war. Tapfer und tatkräftig war sie gewesen. Sie war nie in Tränen ausgebrochen, hatte nie gepetzt, und die Schrammen und Beulen ihrer Abenteuer hatte sie mit einer stolzen Verwegenheit getragen, die er bewundert hatte.

Giles musste lachen, als er die Erinnerungen Revue passieren ließ. Einmal hatte er sich über ihren Akzent lustig gemacht. Er hatte es nie wieder getan, denn er musste sogleich herausfinden, dass sie genauso schmerzhaft boxen konnte wie ein Junge.

Er schaute über den weiten Sand hinweg zu der jungen Frau am Strand hinüber, und die altvertraute Liebe durchströmte ihn. Die Jahre im Mädchenpensionat hatten Olivias

raue Kanten geglättet, und der Akzent war verschwunden, aber noch immer blitzte manchmal ihr berühmtes Temperament auf, und sie war wieder der kleine Wildfang, der in einem ruhigen Augenblick einmal gestanden hatte, dass er sich in dem, was die Engländer »Society« nannten, nicht wohl fühlte.

In den Kriegsjahren war Olivia erwachsen geworden, wenn man glauben konnte, was im Lazarett erzählt wurde. Niemand saß so furchtlos am Steuer eines Krankenwagens, und niemand hatte widerspenstige Luftschutzwarte und Chirurgen so gut im Griff wie sie. Ihre Energie und ihre zupackende Vernunft hatten ihr gute Dienste erwiesen, aber die Versorgung der schreienden Verwundeten, die aus den brennenden Trümmern des East End befreit und ins Krankenhaus gebracht worden waren, hatte ihre sanfte Seite in den Vordergrund treten lassen.

Tief in Gedanken versunken saß sie dort. Klein und schlank sah sie aus, und ihr Gesicht lag im Schatten ihres Strohhutes. Nichts ließ die Leidenschaft ahnen, die in dieser zierlichen Gestalt wohnte, nichts die Ratlosigkeit, von der sie nach den Ereignissen der letzten paar Monate erfüllt sein musste. Ein beiläufiger Beobachter würde nur die Aura der Stille bemerken, die sie umgab, ihre adrette Kleidung und die trügerische Zartheit ihrer Erscheinung. Bei näherer Betrachtung würde er vielleicht noch das tiefe Feuer in ihren dunklen Augen, die trotzig Haltung ihres Kinns bemerken oder gar einen Hauch der Willensstärke hinter dieser elfenhaften Fassade spüren. Und möglicherweise würde ihm ihr glänzendes schwarzes Haar auffallen, das sie sich den Moden und den Befehlen der Pensionatsleiterin zum Trotz nie hatte

schneiden lassen und das zu einem säuberlichen Knoten in ihrem Nacken geschlungen war.

Er schnippte die Asche von seinem Zigarillo und seufzte. Wie oft war er versucht gewesen, die Haarnadeln herauszuziehen und diese ebenholzschwarze Pracht durch seine Finger gleiten zu lassen? Wie oft hatte er diese dunklen, geschwungenen Brauen berühren, das Gesicht in beide Hände nehmen und den süßen Mund küssen, die zarte Haut spüren wollen?

Er senkte den Kopf und lächelte. Olivia würde ihn ohrfeigen, wenn er sich solche Freiheiten herausnähme – und das zu Recht. Er hatte ihr ja nie gesagt, was er fühlte, hatte nie gewagt, die tiefe Freundschaft aufs Spiel zu setzen, die sie über all die Jahre hinweg verband. Und jetzt war es zu spät. Welche Frau – besonders, wenn sie so schön war wie Olivia – würde ihn jetzt noch wollen?

Giles schob das flüchtig aufkeimende Selbstmitleid beiseite, wenngleich ihm bewusst war, dass der Gedanke nicht der Wahrheit entbehrte. Doch er fühlte auch einen Funken Hoffnung, der sich nicht ersticken ließ. Die Hoffnung, dass Olivia ihn doch noch eines Tages lieben könnte.

Er strich mit den Fingern über seinen leeren Ärmel. Der Geist seines linken Arms war noch da; er schmerzte, juckte, kribbelte, gab Leben vor, das nicht mehr existierte. Vermutlich würde er sich irgendwann an seinen Verlust gewöhnen. In gewisser Weise, dachte er, hat der fehlende Arm große Ähnlichkeit mit meiner Beziehung zu Olivia: Er ist vorhanden, aber nicht in der Form und Solidität, die ich mir wünsche. Ich habe mich mit dem Zweitbesten begnügen müssen, mit der Freundschaft zu ihr, und die Pläne, die ich zu

Beginn des Krieges geschmiedet habe – Heirat, Kinder, ein Haus auf dem Land –, muss ich vergessen.

Wahrscheinlich teilt sie meine Leidenschaft nicht, sondern betrachtet mich mit tiefer Zuneigung als den älteren Bruder, den sie nie gehabt hat, als ihren besten Freund und Hüter ihrer Geheimnisse. Von Liebe zu reden würde vermutlich alles zwischen uns verändern; eine Verlegenheit würde aufkommen, die es nie gegeben hat, unsere Vertrautheit würde leiden, und am Ende würde alles zerstört sein, was uns teuer ist. Also würde er schweigen.

Er drückte seinen Zigarillo aus und vergewisserte sich, dass er wirklich nicht mehr glimmte, ehe er aufstand und die Jacke aufhob. Ich bin selbstsüchtig, gestand er sich ein; ich denke nur an mich, während Olivia so offenkundig besorgt ist. Sie hat diese Reise nicht grundlos unternommen, und ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit hat sie mir den Grund bis jetzt nicht anvertraut. Es gibt keinen Zweifel daran, dass sie mich schon einweihen wird, wenn sie dazu bereit ist, und dann muss ich alle Gedanken an Liebe beiseite schieben und ihr einen festen Halt bieten. Denn er hatte das unbehagliche Gefühl, dass ein Sturm aufzog.

ZWEI

»Kannst du vielleicht 'n Augenblick warten?«, schrie Maggie Finlay und plagte sich mit den Bierkästen durch die schmale Tür in die Bar.

»Hier kann man ja verdursten«, maulte der Schafscherer, der für ein paar Tage in die Stadt gekommen war, um sein sauer verdientes Geld auszugeben, bevor er zur nächsten Schafzuchtfarm weiterzog.

»Du wirst an was viel Scheußlicherem sterben, wenn du nicht mit dem Gewinsel aufhörst«, knurrte Maggie, während sie die Kisten unter dem Tresen stapelte und eine Flasche herausnahm. Dann starrte sie dem Scherer in die Augen. Er war ein zerzaustes Individuum mit lederner Haut und blutunterlaufenen Augen. »Erst das Geld, Freundchen. Du kennst die Regeln.«

Er zog einen Zehn-Shilling-Schein aus der Tasche und klatschte ihn auf die Theke. »Verdammt, Maggie, was ist dir denn heute über die Leber gelaufen?«

Maggie steckte die braunen Haarsträhnen fest, die dem Gewirr von Nadeln entkommen waren, mit denen sie ihre Frisur in Form hielt, und blies die Wangen auf. »Die Hitze, die Fliegen – und dass ich diesen Laden allein schmeißen muss, während Sam zum Angeln geht. Wie immer.«

Sie überließ ihn seinem Bier, wandte sich ab und fuhr mit einem feuchten Tuch über die Regale hinter der Bar. Obwohl sie so nah an der Küste wohnten, legte sich der Staub des Outback wie eine rote Schicht auf alles, und Maggie ver-

mutete, dass sie bis zum Ende ihres Lebens versuchen würde, seiner Herr zu werden. Sie sah sich selbst im Spiegel hinter dem Regal und seufzte. Das leichte Baumwollkleid klebte ihr schon jetzt am Körper und war vom Staub der Bierkästen verschmutzt. Ihr Haar, das sie am Morgen frisch gewaschen hatte, wirkte strähnig und stumpf, und sie hatte dunkle Schatten unter den Augen. Zu dünn war sie auch – sie sah wie ein Junge aus, nicht wie eine Frau über dreißig. Dass sie kein anständiges Make-up trug, machte die Sache nicht besser. Anscheinend habe ich überhaupt keine Zeit mehr für mich selbst, dachte sie gereizt. Ich sehe schrecklich aus.

Trotzdem lebte sie gern in Trinity. Es war eine hübsche kleine Stadt, wirtschaftlich florierend und lebendig. Schafscherer und Viehtreiber kamen aus dem endlosen Hinterland, um hier ihr Geld auszugeben, und die Farmer flohen vor der furchtbaren Hitze auf ihren entlegenen Farmen, um sich in ihren Ferienhäusern an der Küste zu erholen. Alles in allem war Maggie froh, dass sie hier war, auch wenn die weite Reise in den Norden nicht ganz die erhoffte Erfüllung gebracht hatte. Ihre Neugier war wenigstens zum Teil gestillt worden, und angesichts dessen, was sie wusste, musste sie akzeptieren, dass manche Dinge einfach nicht sein sollten.

Ich sollte wirklich nicht murren, dachte sie beim Staubwischen. Ich habe Arbeit, ein Dach über dem Kopf und das Meer zum Schwimmen – zum Teufel mit allem anderen.

Sie schaute an ihrem Spiegelbild vorbei in den Raum hinter ihr. Das Hotel stand an der Ecke der Hauptstraße, die geradewegs zum Strand führte. Es war fast hundert Jahre alt, und bis jetzt hatte es Feuer, Hochwasser und die Plage der

Weißes Ameisen überstanden, aber es konnte einen frischen Anstrich gebrauchen, und mehrere Fensterscheiben waren spinnennetzförmig gesprungen. Das Haus war braun gestrichen; beide Stockwerke waren ringsum von Balkonen umschlossen, auf denen die Gäste im Schatten sitzen und die Welt an sich vorüberziehen lassen konnten. Am Randstein vor dem Hotel standen immer noch die alten Anbindepfosten für Pferde, aber heutzutage kamen fast alle Gäste mit Autos oder Jeeps.

Die Bar war dunkel und trist wie mehr oder weniger jede Bar in Australien. Fliegenfänger hingen an der Decke, und ein klappriger Ventilator rührte in der heißen Luft, um den Gästen ein wenig Kühlung zu spenden. An den Wänden standen ein paar roh behauene Holzbänke, aber die meisten Leute lehnten lieber an dem polierten Kiefernholztresen, einen Fuß auf die Messingstange dicht über dem Boden gestützt.

Maggie hätte gern Tische mit Stühlen und Blumenvasen gehabt und vielleicht einen Teppich, der den Lärm schluckte. Baumwollvorhänge an den Fenstern wären auch hübsch. Aber sie wusste, dass so etwas nicht in Frage kam. Dies war eine Männerwelt, und nicht einmal ein weiterer Weltkrieg würde daran etwas ändern. Die Männer hatten es gern, wenn alles beim Alten blieb, und wahrscheinlich merkten sie nicht einmal, wie heruntergekommen und schäbig das Lokal war.

Die Frauen mit ihren ausgefallenen Ideen wurden immer noch in die Lounge oder auf die Veranda verbannt. Nachdem Maggie fast ein Jahr hier gearbeitet hatte, war sie damit einverstanden. Welcher Lady konnte es schon gefallen, einem

Stall voller Kerle beim Fluchen und Prahlen zuzuhören, deren Lautstärke mit zunehmendem Alkoholkonsum wuchs? Regelmäßig kam es zu Prügeleien – wenn auch nie wirklich zu schweren –, und schon deshalb war das Mobiliar auf ein Mindestmaß beschränkt und Frauen der Zutritt zu diesem Raum untersagt.

Maggie lächelte; sie wischte noch einmal über das Regal und machte sich daran, die Gläser zu spülen. Sie wusste, warum ihr ein bisschen wehmütig zumute war. Sam. Unmöglich, dieser Mann. Unmöglich, ihre Gefühle für ihn zu leugnen. Wenn er sie doch nur einmal bemerken und mehr in ihr sehen würde als eine gute Geschäftsführerin und Bedienung hinter der Bar. Wenn er doch nur die Frau in ihr sehen könnte! Aber vermutlich war sie für Sam nur die Person, die putzte und kochte und sich um seinen Betrieb kümmerte. Die ihm bei Tisch Gesellschaft leistete und mit der er plaudern konnte, wenn die Bar geschlossen wurde und sie sich noch ein Stündchen entspannten, bevor jeder auf sein Zimmer ging.

Samuel White war der Eigentümer des *Trinity Hotel*. Er war als Kriegsheld aus Europa zurückgekehrt und mit der Tatsache konfrontiert worden, dass seine Frau und sein Sohn bei einem Buschfeuer ums Leben gekommen waren. Daraufhin hatte er dem Outback den Rücken gekehrt und sein Geld in dieses Hotel investiert. Mit seinen zweiundvierzig Jahren war er zehn Jahre älter als Maggie, aber er besaß immer noch die Energie eines halb so alten Mannes. Er war groß, schlank und sonnengebräunt, und sein dunkles Haar war an den Schläfen ergraut. Er sah nicht unbedingt gut aus – bis er lächelte. Dann leuchtete sein Gesicht, und

Wärme strahlte aus seinen blauen Augen und betonte seine schwarzen Wimpern. Maggie war in ihn verliebt, das wusste der Himmel, und oft lag sie nachts wach und malte sich aus, wie es wohl sein mochte, das Bett mit ihm zu teilen.

»Besteht die Möglichkeit, dass man hier noch ein Bier kriegt?«

Die Stimme des Schafscherers riss sie aus ihren Gedanken, und dankbar nahm sie eine Flasche aus dem Kasten und öffnete sie. Es hatte keinen Sinn, sich zu wünschen, dass die Dinge zwischen Sam und ihr anders wären, als sie waren, solche Hirngespinnste taten ihr überhaupt nicht gut.

Die Bar füllte sich langsam, und der Lärmpegel stieg, als man sich darüber zu streiten begann, wer in der kommenden Woche den Melbourne Cup gewinnen würde. Schwitzend servierte Maggie die Getränke, wischte Pfützen auf und versuchte, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln. Die Füße taten ihr weh, sie hatte Kreuzschmerzen, und noch immer war Sam nirgends zu sehen. Liebe hin, Liebe her, sie würde ihm gründlich die Meinung sagen, wenn er schließlich aufkreuzte.

Vornübergebeugt kämpfte Maggie mit einem schweren Fass, das an die Zapfanlage angeschlossen werden musste, sodass sie nicht bemerkte, dass der Lärm plötzlich nachließ. »Kann einer von euch Kerlen vielleicht mal hinter die Theke kommen und mir bei diesem verdammten Ding helfen?«, schrie sie. »Es sitzt fester als ein Korken in einem Leguanarsch.«

Die Stille, die auf diesen Hilfeschrei hin eintrat, war so ungewöhnlich, dass Maggie sich aufrichtete. Und was sie jetzt sah und hörte, hatte sie noch nie erlebt. Es war so still,

dass sie das Heimchen im Abfluss zirpen hörte. Eine Wand aus Rücken drängte sich an den Tresen, sodass sie nicht sehen konnte, was dieses Phänomen hervorgerufen hatte.

Sie erhob sich auf die Zehenspitzen, aber da teilte sich die Wand vor ihr wie das Rote Meer. Stumm traten die Männer zur Seite, die Gläser fest an die Brust gedrückt, die Augen weit aufgerissen, voller Entsetzen und Misstrauen.

Eine Frau schritt durch die Bar, während die Tür hinter ihr zuschwang. Die Reaktion ihres Publikums schien ihr überhaupt nichts auszumachen; zwei jungen Männern, die anscheinend vergessen hatten, die Münder wieder zuzuklappen, nickte sie sogar lächelnd zu.

Maggie wurde rot; sie wusste, wie sie auf diese kühle, elegante Frau in ihrem feinen Kostüm und den weißen Schuhen wirken musste. Es war ihr auch bewusst, was für unflätige Reden sie noch einen Augenblick zuvor geführt hatte und dass die Frau sie gehört haben musste. Sie strich sich mit der Hand über das Haar, steckte ein paar lose Strähnen fest und versuchte, den Kragen ihres Baumwollkleides glatt zu streichen. Die Lady war mutig, wer immer sie sein mochte. Aus dem Ort war sie nicht, das stand fest, denn keine respektable Australierin würde sich jemals in der Bar blicken lassen, wenn sie nicht hinter dem Tresen arbeitete.

»Was kann ich für Sie tun, Schatz?«, fragte Maggie. »Die Lounge für Ladys ist hinten. Oder Sie setzen sich auf die Veranda, und ich bringe Ihnen was.«

Alle Augen starrten die fremde Frau an, als sie an die Bar trat und ihre Handtasche auf den Tresen legte. Gemurmel setzte ein, als sie die Handschuhe auszog und sich mit einem

makellos weißen Taschentuch die Oberlippe betupfte. »Ob Sie wohl ein Zimmer für mich hätten?«

Eine Engländerin, erkannte Maggie. Kein Wunder, dass sie einfach so hier hereinrauscht. »Kommen Sie mit. Ich bringe Sie unter«, sagte sie hastig.

»Zuerst möchte ich gern etwas trinken.« Anscheinend war die Frau entschlossen, an der Bar stehen zu bleiben. »Ein kaltes Bier wäre genau das Richtige.«

Das Gemurmel schwoll an, und Maggie hörte deutlich, wie die ersten Kommentare hin und her gingen. »Ich serviere Ihnen was in der Lounge für Ladys«, erklärte sie mit einer Entschlossenheit, die nicht ahnen ließ, dass sie ein Lachen unterdrücken musste. Wer immer diese Frau sein mochte, sie war ziemlich abgebrüht, denn sie musste doch merken, welches Aufsehen sie erregte. Nicht übel. Wurde Zeit, dass der Laden ein bisschen aufgemischt wurde.

Maggie kam hinter dem Tresen hervor und zerzte die Fremde fast zur Seitentür. »Hier rein, Schatz. Bevor Sie meine Gäste ganz und gar vom Biertrinken abbringen.«

Sie betraten den kühlen Salon. Die Fensterläden waren geschlossen, und es war halb dunkel. Maggie drehte sich zu der Frau um. Sie war etwa so groß wie sie selbst und hatte große braune Augen, ein wenig dunkler als ihre eigenen. »Entschuldigen Sie«, sagte sie. »Aber die Kerle können komisch werden, wenn eine Frau die Bar betritt. Macht sie nervös.«

»Warum sollten sie meinerwegen nervös werden?« Ihr Tonfall war sanft, und ihre Vokale klangen rund.

»Weil es hier anders ist, Schatz. Das werden Sie noch lernen.« Maggie griff nach dem Gästebuch. Ihr war unbehaglich

zumute; sie fühlte sich linkisch und war sich ihrer schmutzigen Kleidung und roten Hände nur allzu sehr bewusst. Diese Frau hatte eine beunruhigende Wirkung auf sie, die sie sich nur durch deren Ruhe erklären konnte, durch das Selbstbewusstsein, mit dem sie alles tat. »Eine Nacht, haben Sie gesagt?«

Die Handtasche wurde auf einen Beistelltisch gestellt, die Handschuhe wurden daneben gelegt. Der Hut wurde abgenommen, das schwarze Haar aus dem makellosen Gesicht gestrichen. »Mir scheint, wir haben auf dem falschen Fuß angefangen. Es tut mir leid, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet habe.« Sie streckte eine schmale Hand aus. »Mein Name ist Olivia Hamilton.«

Maggie schüttelte die Hand. Sie bemerkte lackierte Nägel und das Fehlen eines Traurings. »Maggie Finlay. Geschäftsführerin und Kuli in diesem Haus.« Sie lachte nervös. »Viel ist es nicht, aber man hat ein Dach über dem Kopf, und die Bettwäsche ist sauber.«

Olivias Lächeln wirkte echt. »Dann freuen wir uns auf den Aufenthalt hier«, sagte sie leise. Dann bemerkte sie Maggies fragenden Blick. »Ich bin mit einem Freund unterwegs«, erläuterte sie. »Wir brauchen zwei Einzelzimmer, und ich weiß wirklich nicht, wie lange wir bleiben werden.«

Maggie verbarg ihr wissendes Lächeln, während sie beobachtete, wie Olivia das Anmeldeformular ausfüllte. Einzelzimmer oder nicht – sie war lange genug im Geschäft, um zu wissen, dass »Freunde« oft das Bett miteinander teilten. Es würde interessant werden zu sehen, was für einen Mann diese kühle, gefasste Olivia bevorzugte. Und noch interessanter wäre es herauszufinden, was zum Teufel sie so weit abseits der ausgetretenen Touristenpfade suchte.